Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 33 (1991)

Artikel: Tod, wo ist dein Stachel

Autor: Stoffel, Clara

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-972075

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Tod, wo ist dein Stachel

Lebensrückschau und Abschied von Clara Stoffel †

Redaktionelle Vorbemerkung

Die Verfasserin der nachfolgenden Betrachtungen, einstige Lehrerin an der Evangelischen Mittelschule Samedan, starb am 13. April 1990. Da sie in den letzten Wochen ihres Erdendaseins um dessen unausweichliches baldiges Ende wusste, entschloss sie sich, bereits schon schwer gezeichnet von der Krankheit, zu einer knappen Schilderung ihrer familiären und persönlichen Verhältnisse. Diese war nicht für die Öffentlichkeit, sondern gewissermassen als Abschiedsgruss an ihre Freunde und Bekannten, bestimmt. Aus diesem Kreis ist sie uns zugetragen worden. Berührt von dem, was wir aus diesen Aufzeichnungen erfahren, glaubten wir, sie unsern Lesern anvertrauen zu dürfen. Denn es widerspiegeln sich in ihnen so viele für die Welt vor 50 Jahren charakteristische Begebenheiten, dass die Gegenwart Mühe hat, sich in ihnen zurecht zu finden. Unser nach jeder Richtung hin ausgeklügelter und ausbalancierter Sozialstaat bildet eine so moderne Erscheinung, dass er das Verständnis für die rauhen sozialen Zeiten, die noch vor einem halben Jahrhundert herrschten, beinahe austilgt. Um so richtiger ist es, persönliche Erinnerungen wie die nachfolgenden mit Achtung und Dankbarkeit entgegenzunehmen.

P. M.

Unsere Familie

Da ich 1907 geboren wurde, weiss ich persönlich nichts über die Entstehung und die ersten Jahre meiner Familie. Doch durch wertvolle Aufzeichnungen auf den letzten, unbedruckten Blättern der uralten Familienbibel lässt sich die Lücke schliessen.

Unsere Eltern lernten sich in Chiavenna – Cleven nannten es die Bündner als es noch ihr Untertanenland war – kennen. Meine Mutter Anna stammte aus St. Margrethen. Als zweijährige Vollwaise wurde sie von begüterten Verwandten aufgenommen, jedoch sehr bald wieder abgeschoben in die Rheintalische Er-

ziehungs- und Waisenanstalt Wyden, wo sie neun harte Jugendjahre zu verbringen hatte. Schon beizeiten musste sie eine Herrenschneiderlehre absolvieren. Nach vollendeter Lehrzeit wurde sie als völlig deutschsprachige Tochter ins romanische Engadin verfrachtet und dort im früheren Hotel Concordia – heute Engiadina – als Lingère angestellt. Ein deutscher Hotelgast, Frau Weber, Besitzerin des Hotels Conradi in Chiavenna, bewog das einundzwanzigjährige, scheue Schweizermädchen, mit ihr nach Italien zu reisen, um sie dort als Kindermädchen anzustellen. Jedoch nicht die Hotelierskinder warteten auf sie, sondern schwere, harte Arbeit. Anna musste schrubben und putzen. Wenn sie dabei um Seife bat, so erzählte sie mir später, antwortete die Hotelière barsch: «Seife? Ach was, brauchen Sie mehr Armschmalz!» Auch waschen, bügeln und flicken oblagen ihr; kurz, sie war nicht Kinder-, sondern Dienstmädchen.

Mein Vater war gebürtiger Walser. Als Patissier arbeitete er zunächst in Marseille. Dann verliess er seine Stellung und zog nach Chiavenna, wo er als Hotelportier angestellt wurde. Doch schien er nicht überglücklich zu sein mit seiner Beschäftigung. Im Hotel Conradi zu Cleven sahen, verliebten und verlobten sich unsere nachmaligen Eltern. Nun beschloss das Paar, in seine Heimat Graubünden zurückzukehren. Im protestantischen Dorfkirchlein zu Splügen schlossen sie im September 1882 den Bund fürs Leben. In Splügen wirkte mein Vater vorerst als Säumer. Später zogen unsere Eltern ins Engadin, wo sie sich fest ansiedelten.

In ihrem neuen Wohnort, der Gemeinde Samedan, hatte der Vater eine Anstellung bekommen . . . Er war «Mädchen für alles»: Gemeindehaus-Abwart, Gemeindeweibel, Küster, Nachtwächter, Friedhofgärtner und Totengräber. Sein Lohn betrug Fr. 2.60 pro Tag. Bevor es im Dorf elektrisches Licht gab, kam dazu noch eine separat bezahlte Arbeit; die Besorgung des Strassenlampenanzündens. Aus der wörtlichen Wiedergabe eines aus dem Gemeindearchiv stammenden Textes ist ersichtlich, wie damalige Arbeitsverträge lauteten:

«Vertrag.
Zwischen der Gemeinde S. und Herrn A.S. ist heute folgender Vertrag abgeschlossen worden:
Herr A.S. übernimmt die Besorgung der Strassenbeleuchtung in hiesigem Orte zu nachstehenden Bedingungen:

1. *Er verpflichtet sich, die 17 Strassenlaternen bei Anbruch der Nacht jeden Abend anzuzünden und sie während der Monate April, Mai, Juni, Juli, August und September bis 11 (elf) Uhr nachts, während der Monate October, November, December, Januar, Februar und März bis 9 (neun) Uhr nachts brennen zu lassen. Nur in mondhellen Nächten darf die künstliche Strassenbeleuchtung unterbleiben.*
2. *Die Gemeinde sorgt dafür, dass sämmtliche Laternen bei der Übergabe an den neuen Contrahenten sich in gutem, diensttauglichen Zustande befinden und ersetzt an denselben auf ihre Kosten einzelne Theile, welche durch Naturgewalt beschädigt oder durch die Abnutzung unbrauchbar geworden sind.*
3. *Die Lieferung des Petroleums, der Dochte und Lampengläser, die Reparaturen geringerer Schäden an den Lampen, insbesondere aber aller selbstverschuldeten, sowie die Reinigung und Instandhaltung des gesammten Materials ist Sache des Übernehmers.*
4. *Für seine Leistungen bezieht der Lampenmann von der Gemeinde eine Jahresbesoldung von Fr. 800.— schreibe Achthundert Franken, zahlbar in 11 monatlichen Raten à Fr. 50.— und einer Ende April fälligen Schlussrate von Fr. 250.—.*
5. *Dieser Vertrag bleibt auf unbestimmte Zeit in Kraft, indem jedem der contrahierenden Theile das Recht vorbehalten ist, auf eine um zwei Monate vorausgegangenen Kündigung, ihn aufzuheben.*

S. 1. Mai 1886

Für die Gemeinde:
gez. Th. F. Präsident
Der Übernehmer:
gez. A. S.-R.»

Die Mutter übernahm manche Obliegenheiten ihres Gatten und betreute die stets wachsende Kinderschar, sodann arbeitete sie für andere Leute als Schneiderin. Die paar Franken, die sie damit verdiente, verbesserten das karge Haushaltungsgeld um ein Weniges.

Mittlerweile nahm der Vater an einem Ausbildungskurs für Bergführer teil. Er schloss diesen erfolgreich ab und freute sich mit der ganzen Familie über sein erworbenes Bergführer-Patent. Auf seine Touren nahm er jeweils eine ganz bescheidene Verpflegung mit, doch galt es daneben noch sechs andere Münder zu stopfen! Oft bemerkten seine Gäste die armseligen Mahlzeiten ihres Führers und teilten ihren überreichen Proviant mit ihm. Trotzdem er hungrig sein mochte, verzehrte er diese Hotel-Leckerbissen jedoch nicht selbst, sondern verstaute sie im Rucksack; denn das waren hochwillkommene Mitbringsel für seine Kinder.

Dank dem zusätzlichen Einkommen hellte sich der Himmel über der genügsamen Familie Stoffel doch endlich auf. Jedoch – schon wieder zeigte sich eine Wolke. Sie war auch materieller Art. Drei der vier Söhne hätten nach der Sekundarschule gerne weiterhin die Schulbank gedrückt. Doch woher sollten die Eltern die Mittel nehmen für ihre Weiterbildung! Einmal mehr lichtete sich der Himmel. Der Dorfpfarrer und spätere Regierungsrat Christian Michel bat einen begüterten Freund, er möge mit ihm zusammen bei der Graubündner Kantonalbank eine Bürgschaft leisten für ein kleines Studien-Darlehen, um die drei jungen Leute weiter schulen zu lassen. Die Burschen gaben sich beim Lernen grösste Mühe, so dass sie die Schule schnell und erfolgreich abschliessen konnten, denn sie wussten, woher das Geld kam. Dank der damals guten Anstellungen, die sie fanden, konnten sie nicht nur die Bürgschaftsschuld begleichen, sondern es reichte sogar für kleine Zuschüsse an die Familie, welche kurz vor Ende des Jahrhunderts – um 1898 – noch ein Töchterchen bekam.

In unserer Familie sprach man ein Gemisch von Walser- und Bündnerdialekt. Da mutete es seltsam an, wenn die Eltern mit romanischen Namen angesprochen wurden. Der Vater war «dr bap» und die Mutter «t'mammigna».

Das 19. Jahrhundert näherte sich seinem Ende. Damit, so hoffte t'mammigna, würde auch die Zeit ihres Kinderkriegens endgültig vorbei sein.

Der Anfang des 20. Jahrhunderts

Das neue Jahrhundert war schon in aller Leute Mund. «Es wird unendlich viel besser sein, als das vergangene. Wir freuen uns auf das Jahr 1900!» – Hätte man durch eine «laterna magica» sehen können, was das 20. Jahrhundert in seinem Schosse barg, man hätte auf den Knien gelegen und gebeten, dass das 19. Jahrhundert bleiben möge! Alle die Untaten, Greuel, Kriege, Konzentrationslager, Krankheiten, Ausradierung ganzer Städte durch Bomben, Hinrichtungen politischer Art und Naturkatastrophen konnte niemand voraussehen. Das waren Ereignisse und Begebenheiten, welche das so ersehnte neue Jahrhundert bereit hielt. Das unfassbare, negative Geschehen stellte sogar Positives (Erfindungen, Erforschungen etc.) in den Schatten.

Mutter Stoffel fühlte sich unpässlich und konsultierte den Dorfarzt. «Nichts Alarmierendes fehlt Ihnen; nur scheinen Sie nicht zu wissen, dass Sie ein Kind erwarten» . . .

«Ein Kind, nein; ich habe vier erwachsene Söhne und zwei bereits grosse Töchter. Was Sie sagen, kann und darf nicht wahr sein!»

Am 21. Januar 1907 erfüllte Frau Stoffel ihr 48. Lebensjahr, und am 22. März 1907 gebar sie ihr neuntes Kind. Zwei der neun waren im frühen Kindesalter verstorben. Das überraschend angekommene gesunde kleine Mädchen war die Freude aller. Sein dreiundzwanzig Jahre älterer Bruder stand Pate, als man es auf den Namen Clara taufte. – Chlari war der Name der Meisterin, auch einer Walserin, bei der «dr bap» in Hinterrhein gearbeitet hatte. So nannte er sein jüngstes Töchterchen – seinen Augapfel. Die beiden grossen Schwestern – «d'Maitla» hiessen sie in der Familie – hegten und pflegten ihr Schwesterchen wie kleine Mütter.

Dass «dr bap» seinen Liebling im Stiche liess, indem er den Freitod wählte, war eine grosse, traurige Überraschung. – Es war Montag, 29. Juli 1917. Vater wollte nicht erlauben, am Sonntag zu heuen. Das Wetter war prächtig; aber am Montag regnete es in Strömen. Der verpassten Heuet wegen gab es Differenzen, und der eine schob dem andern die Schuld zu, wobei sie am Vater hängen blieb. Verdrossen verliess er die Wiese. Es regnete sintflutartig. Der Inn ging sehr hoch. Als sich die Familie zum Mittagsmahl versammelt hatte, fehlte der Vater. «Wo ist dr bap?» fragte die Mutter mit kummervoller Stimme. Auch abends war er immer noch nicht erschienen. Man suchte ihn überall; aber vergeblich. Anderntags entdeckte die Mutter mit Schrecken ein Zettelchen, worauf in bap's Schrift lediglich «Adiö» stand. Jetzt wusste man entsetzlichen Bescheid. Dr bap war ohnehin depressiv veranlagt, weshalb ihn Ungerechtigkeiten jeglicher Art sehr belasteten.

Der Inn drohte über seine Ufer zu treten. Eine Woche später berichtete das Bahnpersonal des Schulserzuges, sie hätten bei Lavin eine Leiche gesichtet, welche am Ast einer Weide hängen geblieben sei. Die zwei ältesten Söhne begaben sich zur Stelle, um die Leiche zu identifizieren. «Wenn der Leichnam hellblaue, handgestrickte Socken trägt, ist es dr bap» sagte die Mutter trostlos. Ja, der Tote trug blaue Socken . . .

Der erste und zweite Weltkrieg

Im Frühling 1914 ging ich als jüngster Spross der Familie mit meiner älteren Schwester spazieren. Wir kamen am Kirchlein San Bastiaun vorbei, welches abgerissen wurde. An dessen stelle sollte ein Kino entstehen. «Warum machen die Männer das Kirchlein kaputt?» fragte ich. Die Schwester konnte nicht antworten, weil sie sich selbst diese Frage stellte. Ein italienischer Arbeiter sagte: «Non porterà fortuna.» (Eine Kirche abbrechen bringt kein Glück). Aberglaube hin oder her; wenige Monate später brach der erste Weltkrieg aus.

Ich war siebenjährig und freute mich auf die Schule. Im Kindergarten war ich nicht eben glücklich, denn da sprachen Tante Elisa und später Tante Carla ihren breiten, mir ganz unverständlichen Zürcherdialekt. Neben dieser kindlichen Sorge gab es noch anderes, was mir fremd war. «Guerra, guerra» oder «Krieg, Krieg» hörte ich die Erwachsenen immer wieder besorgt sagen. Sie schienen mir unruhig und aufgeregt zu sein; ganz anders als sonst. «Was heisst Krieg?» fragte ich Gaudenz, meinen Spielkameraden. «Ist das etwa ein böses, wildes Tier?» Gaudenz wusste auch nicht Bescheid. «Aber warte nur, ich frage den Lehrer; der weiss alles. Jetzt gehen wir bald zur Schule; Du – zum ersten Mal – freust Du Dich?»

Der Begriff «Krieg» fehlte der Generation der Kinder. Der 1870er-Krieg war bis zu ihrer Geburt vergessen, und von der Bourbaki-Armee hörten sie erst in den oberen Schulklassen. Jedoch sollte es für sie noch genügend Zeit und Gelegenheit geben, die neuen Begriffe «Krieg» und «Generalmobilmachung» zu verstehen. Letzteres sahen und verstanden sie sogleich, was es bedeutete; die Männer des Dorfes trugen Soldatenuniformen und verliessen die Gegend. Wohin sie sich begaben erfuhren sie dann erst mit der Zeit. Zuerst 1914–18 und später 1939–45 konnten die Kinder erlernen, was Krieg heisst und bedeutet!

Nach der Mobilmachung nahm das Leben im Dorf langsam wieder seinen gewohnten Lauf. Nur die Rollen waren vertauscht; die Frauen verrichteten die Arbeit der abwesenden Soldaten. Pünktlich um sechs Uhr morgens ertönte aus dem seltsamen Horn des Ziegenhirten ein hohler, durchdringender Ton. Die Ziegen mussten sich um diese Zeit auf dem Dorfplatz einfinden, und die damals sehr grosse Herde machte sich auf ihren etwa vierstündigen Weg. Mit prall gefüllten Eutern trafen sie abends, nach abermalig langer Heimkehr meckernd und müde wieder im Dorf ein. Das waren schöne Zeiten, als man vor lauter Ziegen den Dorfplatz kaum überqueren konnte! Jetzt sind die friedlichen Vierbeiner aus dem Dorfbild verschwunden – statt dessen versperren Autos den malerischen Dorfplatz.

«Die Soldaten werden nur kurze Zeit abwesend sein, dann ist alles vorbei, und sie kehren wieder nach Hause zurück», dachte man. Jedoch aus einigen Wochen wurden vier lange Jahre! Der Krieg tobte rund um unsere Heimat. Die Schlachtfelder mehrten sich; was man in Erfahrung brachte, tönte stets verhehrender. Eine glückliche Fügung wollte es, dass die Schweiz nicht in den Krieg hineingezogen wurde und verschont blieb. Eine früh erlassene Lebensmittel-Rationierung verhinderte eine Hungersnot; aber die Esswaren wurden trotzdem recht knapp. Als Bauernfamilie hatten wir jedoch Milch, Fleisch und Butter. Dafür fehlte es an Mehl, Brot, Reis, Zucker, Mais, Kaffee und nicht zuletzt an Geld, um das Fehlende auf dem schwarzen Markt zu ergattern.

«T'mammigna» hatte aus buntem Stoff acht Säcklein genäht, darauf der Vorname eines jeden Familienmitgliedes stand. Brot, genau abgewogen, war der kostbare Inhalt der Säcklein. Meines war stets leer; aber t'mamma teilte ihre Ration mit ihrem unvernünftigen Kind.

Die Spanische Grippe

Lange schien der Krieg ein Treten an Ort und Stelle. Die Schlachtfelder mehrten sich. Die Dünste der herumliegenden Leichen verursachten eine schreckliche, neue Krankheit; man nannte sie die «Spanische Grippe», welche beinahe so viele Opfer forderte wie die Kriege.

In einem Zimmer des Hauses Stoffel sassen drei der vier Brüder beisammen; d.h. einer – Pauli – lag im Bett. Ihn hatte die Grippe bereits gepackt. Fons – ein begeisterter Nimrod – erzählte von seinem Gemsbock, den er im Val Bever geschossen hatte. «Ich habe nie zuvor eine Gemse mit so langen Krickeln weder gesehen, noch weniger erlegt. Das Tier konnte ich beinahe nicht nach Hause schaffen; ich troff vor Schweiss. Das tut jedoch nichts zur Sache; dadurch kann ich die Grippe, deren Kommen ich spüre, verhindern.»

Am Montagabend starb Pauli. Als am kommenden Tag das Totenglöcklein für ihn läutete, meinte Alfons – der dritte der Brüder – zu seiner Mutter: «Das nächste Läuten wird mir gelten.» Dem war leider so. Fons verschied am Dienstag. Übrig blieb der älteste Bruder Noldi. Am Abend vor dessen Tod sagte mir meine Mutter: «Bete und bitte Deinen himmlischen Vater, er möge uns Noldi nicht auch wegnehmen, denn wenn er stirbt, sind wir verloren. Wir werden dann niemanden und nichts mehr haben.» Mit einer Inbrunst, die nur ein Kind aufbringt, betete ich. Doch am kommenden Morgen war Mutters belegte Stimme das erste, was ich zum «burel» (kleine, schmale Stiege) heraufrufen hörte: «Clärli, Noldi ist tot.» «Ist das mein himmlischer Vater?» dachte ich, und es entstand ein Bruch zwischen ihm und mir, der sich wie ein roter Faden durch mein Leben zog, denn es war niemand da, meine Ansichten zu korrigieren.

Ein Grabgeleite gab es nicht; denn Ansammlungen waren der Ansteckung wegen verboten. Vor dem riesigen Loch auf dem Friedhof sass verzweifelt und zerknirscht unsere arme Mutter. Die drei Särge wurden vom Kirchlein St. Peter heruntergetragen und im grossen Grab beigesetzt. Pfarrer Michel hatte die Buben seinerzeit getauft, konfirmiert und anstelle einer Grabrede weinte er. Den Anblick der völlig verzweifelten und gebrochenen Mutter, wie sie von St. Peter ins Dorf hinunterstolperte, werde ich mein Leben lang nicht vergessen. In der bescheidenen «Cuortatscha» roch es nach Blumen und Kränzen. Was mir am meisten auffiel, waren die herumliegenden Brotrationierungskarten. Diese waren sonst wertvoller als Geld, mit dem man die fehlenden Nahrungsmittel hätte kaufen können; aber eben, die Hauptbrotesser waren nicht mehr da. Der Rest der Familie vegetierte auf sehr schmalem Pfad weiter; wahrlich schmal war der Weg, denn die Mittel, die der Familie zur Verfügung standen, waren der hundertfränkige Kindergärtnerinnen-Monatslohn der Tochter Frida und ab und zu einmal eine kleine Einnahme von etwa dreissig Franken, die man dadurch erhielt, dass ein italienischer Kriegsflüchtling sich des Pferdes annahm, um mit ihm Dünger für andere Leute auszuführen.

Keine der drei Frauen konnte sich ums Pferd kümmern.

Es war der Wunsch der verbliebenen Familienmitglieder, nicht auseinandergerissen zu werden, woraus hervor ging, dass eine feste Bindung bestand.

Berufsleben

Ich als jüngstes der Kinder sollte mich für einen Beruf entscheiden, und ich entschloss mich für einen damals in Graubünden ungeeigneten Beruf für eine Frau; ich wollte Lehrerin werden. Im Kanton wurde dazumal laut Paul Conrad – Seminardirektor – der schlechteste Lehrer der besten Lehrerin vorgezogen. Deshalb stand ich im Juni 1925 mit dem eben erworbenen Lehrerpatent vor dem Nichts. Das beleuchtet auch folgende in Celerina erlebte Episode: Ich konnte im Nachbardorf einen der zwei Primarlehrer vertreten und musste die 4., 5. und 6. Klasse unterrichten. Aus verkehrstechnischen Gründen befand ich mich morgens bereits um halbacht im Schulzimmer, was die Schüler nicht wussten. Ohne zu wollen, musste ich als junge Lehrerin mitanhören, wie sich die Schüler negativ gegen die Frau im Lehrerberuf äusserten. «Du, Giangi, meinst Du eine «femna» (Weib) sei imstande zu unterrichten?» «Nein, nein, niemals!» entgegnete der Andere mit grosser Verachtung. «Eine femna im Lehrerberuf unmöglich; das ist eine Arbeit für einen Mann.» Darauf öffnete ich die Schulzimmertüre. Betreten und erstaunt wären die Schüler liebend gerne im Boden versunken. Ich tat jedoch das einzig Richtige, indem ich freundlich sagte: «Guten Tag, kommt herein,» als hätte ich nichts gehört, wofür mir die Schüler dankbar waren. Das Eis war gebrochen; ich hatte nie Schwierigkeiten mit ihnen und behielt sie bis zum heutigen Tag in bester Erinnerung.

Man riet der jungen Lehrerin, sie solle auf Sprachen umstellen. Wohlan; aber mit wessen Geld? Mit einem festen Willen ist alles möglich. So arbeitete ich teilweise, und mit dem verdienten Geld studierte ich in Sprachen weiter, indem ich mich im September 1926 nach Paris an die Sorbonne begab, um dort ein Jahr später mit dem «diplom de professeur de français à l'étranger» abzuschliessen. Ein ähnliches Diplom erwarb ich in Florenz. Man erachtete aber Englisch für wichtiger als Französisch und Italienisch, so dass ich mich nach England zu einem Studium begab, wo ich ebenfalls das Recht – im Ausland zu unterrichten – erwarb. Jetzt erhob die Mutter den Mahnfinger: «Nun kommst Du nach Hause!» Unendlich unglücklich kehrte die jüngste Tochter Clara in die Bergwelt zurück. «Diese Berge werden mich in den Boden hineindrücken», dachte ich, bis mich eines Morgens der Piz Palü durch das Küchenfenster anlächelte. «Ach, du bist ein schöner Berg; du wirst mich nicht unterkriegen – weisst du was; wir werden Freunde.» Mit dem Bergsteigen ist es wie mit dem Geld; je mehr man hat, je mehr man will. Ich wurde alsdann eine begeisterte Bergsteigerin.

Als junge Lehrerin verdiente ich zuerst meinen Lebensunterhalt in Hotels durch Erteilung von Privatstunden in Sprachen, und das war sehr lukrativ. Es geschah öfters, dass ich dem geschlossenen Hotel-Lift nachsehen und auf den nächsten warten musste; natürlich hatten die Gäste den Vorrang. Einmal wurde ich ins Kulm-Hotel St. Moritz gebeten, um daselbst zwei kubanische Jungen in amerikanischer Geographie zu unterrichten; dies war mir jedoch selber fremd – aber nach langem hin und her wollte ich mich nicht zurückziehen, sondern verlangte einen – wie mir schien – hohen Preis für meine Arbeit, wobei ich dachte, die Kubaner-Herrschaften rechneten mit dem gleichen Massstab wie ich. Der jungen Lehrerin erschien der zu erwartende Lohn horrend. Sie nannte ihn der Dame und statt der erwarteten Antwort; das sei viel zu teuer, meinte diese kurz: «Allright, just come to-morrow.» Die kubanischen Schüler hatten ausserordentlich gute Geographiebücher, aus welchen ich selbst viel lernen konnte.

Unterdessen wurde in Samedan die «Evangelische Lehranstalt» eröffnet. Mittels Inseraten suchte man entsprechende Lehrkräfte. «Evangelisch» dachte ich; dazu reicht mein bisschen Glaube nicht aus. Ich meldete mich trotz der Zusprache meiner Geschwister nicht

an, und siehe da, man bat mich, den Englischunterricht an der neu zu eröffnenden Schule zu übernehmen. Das tat ich nunmehr – denkend, wenn man schon mich anfragt, ist es mir leichter möglich, die Angelegenheit rückgängig zu machen, wenn mir die Beschäftigung nicht liegt. Die Lehrertätigkeit an dieser Schule sagte mir jedoch während über dreissig Jahren sehr zu, so dass ich in der EMS – man nannte sie inzwischen «Evangelische Mittelschule» – während all dieser Jahre grosse Befriedigung fand.

Über Jahre bereiste ich in den Ferien die Welt, wo ich Land und Leute kennenlernte, langjährige Freundschaften schloss, welche bis zum heutigen Tag andauern. Mit Lichtbilder-Vorträgen über meine zahlreichen Reisen unterhielt ich öfters eine interessierte Zuhörerschaft.

Endstation Krebs

Mit neunundsechzig Jahren verliess uns unsere schwer geprüfte Mutter. Alsdann beobachteten zwei der drei Schwestern, dass Susi wie eine Kerze dahinschmolz, und das grausame Verdikt des Dorfarztes lautete: Unrettbarer Leberkrebs. Eine Operation war ausgeschlossen. Vor einer solchen fürchtete sich die Schwester ohnehin unendlich. Eines Morgens, als sie sich am Zimmerlavabo wusch, begann sie plötzlich zu fuchteln und wirr zu reden, worauf sie unverzüglich zu Bett gebracht wurde und dort nach kurzer Zeit starb. Wir trauerten sehr um unser unermüdliches Hausmütterchen.

Eine neue Hiobsbotschaft erreichte uns; Frida scheine laut Hausarzt einen unheilbaren Gebärmutterkrebs zu haben. Ein operativer Eingriff wurde zwar gemacht; aber der Arzt erklärte mir nach diesem, seine Mutter hätte an derselben Krankheit gelitten. Natürlich, dachte ich; wenn seine Mutter nicht gerettet werden konnte – wie wäre denn sowas bei meiner Schwester möglich. Der Arzt versprach ihr noch, sie dürfe sich rasch nach Hause begeben, um sich von ihren Schützlingen zu verabschieden. Es kam nicht mehr dazu; sie tat dies in ihrem Totenkämmerlein im Spital. Sie hielt meine Hand fest umschlungen. Doch der Griff lockerte sich, und gegen Morgen liess sie die Hand ganz sinken. Ich hatte jahrelang täglich ihre Augen geöffnet, um ihnen Tropfen einzuträufeln. Diese lieben, guten Augen für immer zu schliessen, reichte mir die Kraft nicht. So klingelte ich um zwei Uhr morgens eine Schwester herbei, die ins Zimmer tretend meinte: «Sie ist tot.» «Das weiss ich selbst» sagte ich; «schliessen Sie ihr nur die Augen.» Still und ergeben, wie Frida gelebt hatte, war sie in eine andere Welt getreten.

Damit nähern wir uns dem Ende unserer Geschichte, so dass sich der anfängliche Kreis – Endstation Krebs – schliesst. Auch ich, die dritte Schwester Clara entging den Fängen dieses Menschenfeindes nicht. Ich leide seit einiger Zeit an einem Brustkrebs. Ruhig und stoisch ertrag ich dieses Wissen; warum sollte es mir besser ergehen als meinen beiden Schwestern! Nun erwarte ich mein Ende. Die unerbittliche Krankheit Krebs wird auch mich dahinraffen.